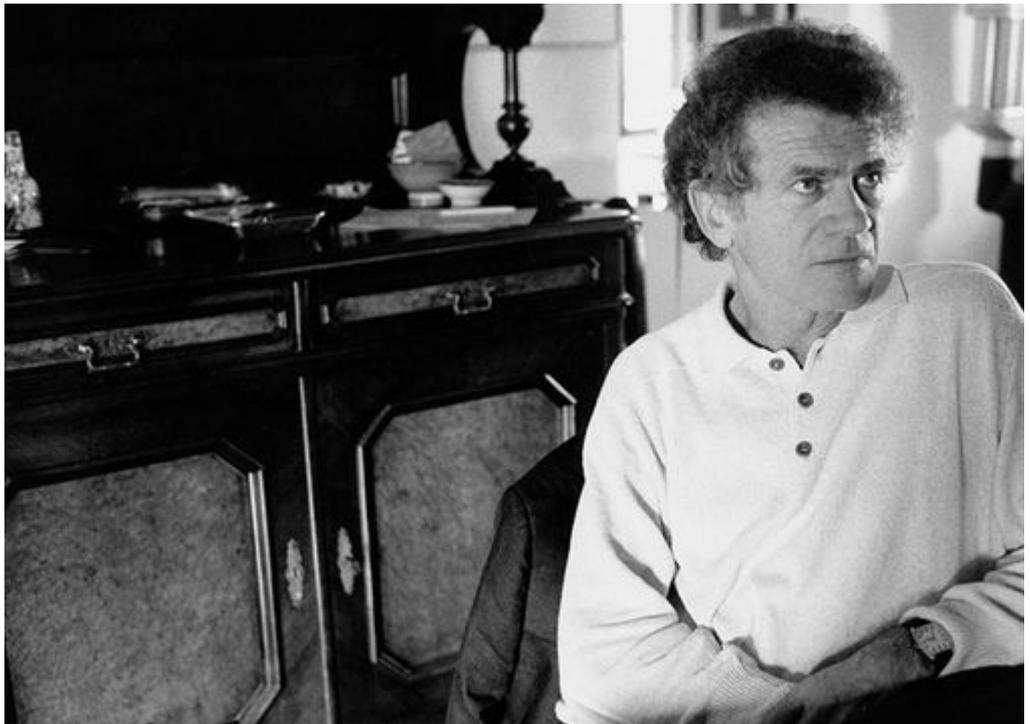


Ein biografischer Bericht

Wie wird man Schriftsteller?

Alberto Nessi Heute, 20. Juli 2014, 05:30



Pierre-Antoine Grisoni / Strates Alberto Nessi, Coldrerio, Suisse, le 25 mai 1996. (Bild: Pierre-Antoine Grisoni / Strates)

Obwohl es nicht leicht ist, die eigene Vergangenheit zu durchschauen, glaube ich sagen zu können, dass das Schreiben bei mir aus einer Verstümmelung entstand, aus einer Schuld und einer Entdeckung. Die Verstümmelung war der Tod des Vaters in meinem fünfzehnten Altersjahr; die Schuld betraf jene einfache Welt, welche ich verlassen hatte, um mit der Schule fortfahren zu können, ich, der als Erster meiner Familie den Weg der höheren Bildung einschlug; die Entdeckung bezog sich auf die Existenz einer Wirklichkeit parallel zur alltäglichen.

So lässt sich vielleicht erklären, warum ich mich als Heranwachsender zurückzog in einen Winkel des ehemaligen Klosters, nun einer Schule, um John Steinbecks «Jenseits von Eden» zu lesen; oder mir dort ein Versteck auf dem Dachboden

suchte, um laut, wie auf einer klandestinen Bühne, Gedichte von Cesare Pavese zu rezitieren: Ich stand genau unter dem Lichtstrahl, der sich durch die Dachluke ergoss, und deklamierte «Fumatori di carta». Die Arbeiter dieses Gedichts hatten in den Fabriken von Turin gelernt, «ohne ein Lächeln» zu arbeiten, und fanden nun in einer improvisierten Musikkapelle zusammen, um Tanzmusik zu spielen. Was für mich zählte, war, dass sie auf eine gewisse Weise für meine ländliche Herkunft standen und für die soziale Schicht, mit der ich mich identifizierte. Dass sie den Platz der Kameraden einnahmen, die ich nicht hatte. Dass sie die Leere in mir füllten. Ich war ein bisschen Cesare Pavese, und vielleicht würde ich eines Tages ein Gedicht schreiben können, um die anderen lebendig werden zu lassen. Um Gesellschaft zu finden, nicht in den aufgedrehten Musikanten der kleinen Arbeiterkapelle, aber wenigstens im Schreiben über sie. Schreiben als Ersatz, als Linderung einer Wunde, als Suche nach Freundschaft. Schreiben, um die Schulden gegenüber abzutragen, welche ich verlassen hatte, die Lebenden und die Vorfahren, begraben auf den Friedhöfen der Dörfer wie die Toten von Spoon River. Ich würde sie zum Reden bringen. Meine Stimme sollte auch ein wenig ihre Stimme sein.

Im leuchtenden Staub, der durch die Luke des Dachbodens tropfte, sah ich eine Milchstrasse aus Sonnenstaubkörnern. Diese winzigen Kügelchen gehörten einzig und allein mir, aber sie stammten aus einer anderen Galaxis: einer, die nicht nur aus poetischer Sprache bestand, sondern auch aus der Konstellation von gewöhnlichen Leuten, die keine Bücher besaßen, so wie ich keine besessen hatte. Jene Staubkörner waren mein Grossvater, der mir einst seine Flucht vor den Geldeintreibern erzählte; mein Vater, vom Hunger zum Kartoffeldieb gemacht; die schlafwandelnde nackte Frau im Mondschein, wie sie aus den Geschichten des Knechts heraustrat, wenn ich als Bub auf dem Bauernhof spielte. In jener Milchstrasse kamen auch die Bewohner meiner kleinen Stadt vor, das Kiesbett des Flusses, wo ich einmal einen Zauberstein fand, meine ahnungslosen Schulkameraden, das blasse Mädchen, in das ich mich verliebte, der Wein aus der Osteria, die weissen Blüten der Wildkirschen auf den Hügeln meiner Fahrradspritztouren: all das begleitet von Charlie Parkers Tenorsaxofon.

Die Grenze als Tor zu Italien

Als ich die Literatur entdeckte, in den 1950er Jahren, hatten unsere Dörfer noch eigene Gesichter, jedes anders. Heute gleichen sich alle. Doch hier, in dieser Umgebung, wurde ich der Mehrdeutigkeit des Realen gewahr. Unter unseren Dörfern verstehe ich das südliche Tessin, an der Grenze zu Italien; sie galt für mich als Eingangstor in eine andere Welt: Die italienische Lyrik des 20. Jahrhunderts entdeckte ich in einer Buchhandlung in Como, nicht Lugano. Was eine Nation sei wusste ich nicht: ein abstraktes Konzept, tauglich für mein Pfadfinderkostüm, in dem ich gemeinsam mit den anderen aus der Antilopen-Patrouille ergriffen der Erst-August-Rede lauschte. Mein wahres Ich war ein anderes. Und ich begann zu verstehen, dass das Vaterland ein variabler Messwert ist: Mein erster Erzählband sollte, dreissig Jahre später, auf Deutsch in Zürich erscheinen, nicht im Kanton Tessin.

Literatur entdecken muss nicht unbedingt heissen, die eigenen Autoren zu lesen. Jack London wurde nicht in Bellinzona geboren. Damals kam mir «Martin Eden» in die Hände. Ich weiss nicht mehr, ob ich das Buch fertig gelesen und was ich davon verstanden habe, doch ich verstand, dass Bücher etwas Heiliges sind und dass Literatur den Eintritt in ein gesondertes Terrain bedeutet. «Wer weiss, was du in deinem Kopf hast», sagte meine Mutter; ich aber kreuzte in meiner Galaxis hin und her und spürte, dass eine vitale Beziehung zwischen diesem Kreuzen und der Literatur bestand. Beim Lesen fand ich mich selber. Und schon in den Jahren des Heranwachsens erahnte ich, was so wichtig ist: Jede Person, jeder Ort, jedes Ding kann im Zentrum jener leidenschaftlichen Jagd nach dem Wirklichen stehen, die laut Czesław Miłosz Dichtung ausmacht. Alles vermag Staunen zu erregen, sobald es von einem neuen Licht erleuchtet wird: jenem des Dachfensters in der Bodenkammer meiner Schule. Ich verstand auch, damals, dass schreiben heisst, die Blütenstaubkörner in uns selber aufzuspüren, in unserem Lebensraum, in der Leuten, die wir kennen oder zu kennen meinen. Dass es heisst, die Arroganz aufzugeben, alles für voraussehbar oder abgehakt zu halten; sich nichts einzubilden; auf die anderen zu hören; eine Welt zu erfinden, die doch immer im Wahren wurzelt. In die Erde aller einzutauchen, um eine eigene Blütenkrone hervorzubringen.

Jede Person, jedes Ding, jeder Ort. Also auch derjenige, wo ich geboren wurde und lebe: Nicht über mein Dorf zu schreiben, wäre, als ob ich ein Versprechen brähe. Denn das Feuer der Poesie hängt nicht vom Ort ab, an dem man sich befindet, sondern vom Streichholz, das es entflammt, und der Sorgsamkeit, die nötig ist, um es aufrechtzuerhalten, wie in Jack Londons Kurzgeschichte «Feuermachen»: eine falsche Bewegung, und es ist aus.

Es gibt Feuer, die lodern, solche, die, im Wind flackernd, ständig zu erlöschen drohen, und solche, die erloschen scheinen, aber weiter glosen – auch in der italienischen Schweiz. Auf Letztere möchte ich den Blick lenken: unsere Schriftsteller von gestern, Glut unter der Asche und in mir.

Arme Leute, grosse Literatur

Vereinfachend kann ich sagen, dass sich meine Entdeckung des literarischen Tessins Prosaautoren wie Felice Filippini, Plinio Martini, Sandro Beretta und den Dichter Giorgio Orelli verdankt.

Die drei Erstgenannten: Felice Filippini aufgrund seines «Herr Gott der armen Seelen», ein Buch, das der abenteuerlichen Vorstellung eines barocken Tessins Nahrung gab, verzweifelt-exaltiert und ohne jegliche Ähnlichkeit mit den blumengeschmückten Dörfchen eines Francesco Chiesa oder eines Giuseppe Zoppi, aber vielleicht irgendwie den Musikanten aus Paveses «Fumatori di carta» verwandt oder der amerikanischen Literatur jener Jahre oder dem Céline der «Reise ans Ende der Nacht».

Dann Plinio Martini: der erste Schriftsteller, den ich in Fleisch und Blut kennenlernte. In den sechziger Jahren war er Dorfschullehrer, einer wie ich, und in seiner Sprache widerspiegelte sich mein eigener Wunsch zu schreiben und mich kritisch über das Tessin zu äussern, das gerade die Autobahnabzweigung Richtung Wirtschaftsboom genommen hatte. Plinio war mir auch menschlich nah, er kam mir vor wie ein Bruder. So, wie Sandro Berettas proletarische Stimme in meinen Ohren brüderlich klang, aus der ich das Echo auch meines Strebens nach sozialer Gerechtigkeit heraushörte. Ihn, den am meisten Vergessenen von allen, einen

Beppe Fenoglio des Bleniotals, will ich hier für eine Sekunde aus der Asche hervorziehen, wenn ich ihn mit seiner heute altmodisch anmutenden Auffassung von Solidarität in Erinnerung rufe: Es ist bei ihm die Rede vom «Groll der armen Leute über die Dinge, die unserer Macht entgehen und gegen die aufzubegehren sich für einen allein nicht lohnt». Sandro Beretta, einer unserer grössten Erzähler ist in Italien bis heute niemandem ein Begriff.

Anders Giorgio Orelli, der überall hochangesehene und geschätzte Dichter, wobei sogar seine Bücher aus den italienischen Buchhandlungen verschwinden: Um sie zu finden, muss man sich an den Zürcher Limmat-Verlag wenden. Was mich betrifft, hat seine Dichtung sofort in mir Wurzeln geschlagen, die Chrysantheme, nicht weiss und nicht violett, der Marder mit seiner orangefarbenen Kehle, die launischen und demütigen Ziegen, die asphaltierten Gehirne unserer Lokalpolitiker. Und auch bei ihm, der alles mit Poesie bestäubt, nehme ich das Parfum des Holunders wahr, dessen weisse Dolden im Frühling die Wälder der Tessiner Täler bekränzen.

Der Text ist die gekürzte Version eines Vortrags, den der Tessiner Schriftsteller Alberto Nessi bei der Jahrestagung der American Association for Italian Studies am 23. Mai in der Universität Zürich hielt. – Aus dem Italienischen von vil.

COPYRIGHT © NEUE ZÜRCHER ZEITUNG AG - ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG, DAUERHAFTES SPEICHEREN ZU GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE AUTORIZATION DER ZÜRCHER ZEITUNG IST NICHT GESTATTET.